

REIFEPRÜFUNG

Lange hatte *Lukas Kromholz* von auffälligen Sportuhren geträumt. Doch dann trug er eine „Lambda 39“ von Nomos Glashütte – und merkte, dass er noch viel lernen muss

Unsere Beziehung ist noch keine zwei Tage alt, da leide ich schon unter ihr. Ein Stechen breitet sich von meiner linken Schulter aus, zieht in Richtung Ellenbogen, strahlt in meinen unteren Rücken. Immerhin kein Herzschmerz: Der wird erst bei unserer Trennung kommen. Es ist eben nicht einfach, sich so mit einer „Lambda 39“ aus dem Hause Nomos Glashütte durch den Tag zu posieren – tippend, gestikulierend, telefonierend –, teils grotesk verrenkt, immer darauf bedacht, das Stück am linken Handgelenk bestmöglich im Blick zu haben (und es anderen auffällig unauffällig entgegenzustrecken). Dies ist keine Uhr, die direkt Aufmerksamkeit fordert. Aber das will der Hersteller auch nicht, mit keinem seiner Modelle. Die Manufaktur in Sachsen hat sich seit 1992 zunächst der Reduktion verschrieben. Anfangs baute das Unternehmen gute Uhren, die für weniger als 1000 Mark zu haben waren – gekauft wurden die vor allem von Architekten und Designfans. Meine „Lambda“ aber hat ein Gehäuse aus 18 Karat Gold mit einer minimal gewölbten Unterseite aus Saphirglas, die den Blick auf das hauseigene Handaufzugswerk ermöglicht. Mit einem Doppelfe-



12.800 Euro in der U-Bahn – egal zu welcher Uhrzeit

derhaus und 84-stündiger Gangreserve ausgestattet, kostet sie 12.800 Euro und zeigt, was das Unternehmen leisten kann, das generell seine Fertigungstiefe seit Jahren immer weiter ausbaut.

Ich bin 25 Jahre alt, die einzige Uhr, die ich jemals am Arm hatte, war eine Casio – und zwar die, die alle haben. Dafür trage ich meistens ein Basecap, viel zu große und bunte Vintage-Hemden von Ralph Lauren und

Sneaker von Raf Simons. Die für Adidas wohlgeerntet, die erschwinglichere Designer-Variante. Eine Weile spielte ich mit dem Gedanken, mir eine „Royal Oak“ von Audemars Piguet als Testexemplar zu wünschen, aber eine Sportuhr wäre bei meinem Look erwartbar gewesen. Und außerdem habe ich eben auch ein Faible fürs Klassische, einem geschenkten Jaguar E-Type würde ich jedenfalls nicht unter die Haube schauen.

Es dauert eine Weile, bis ich mich an die „Lambda“ herantraue. Erst schiebe ich das Paket einen halben Tag lang ungeöffnet auf meinem Schreibtisch hin und her, warte auf den richtigen, der feierlichen Situation angemessenen Moment. Und dann gehe ich. Ohne Uhr. In meinem Kopf die Ausrede, der Zigarettenrauch in der Fußball-Kneipe, die ich ansteuere, könnte ihr schaden.



61 Gramm bescheinigt meine Küchenwaage der Golduhr

Am folgenden Morgen ist meine erste Amtshandlung als Uhrenträger das Lesen der Bedienungsanleitung. Während des Aufziehens – das Einzige, das es bei einem mechanischen Modell zu beachten gilt – bleibt die Angst, ich könnte etwas falsch und dadurch kaputt machen. Im Laufe des Tages entwickle ich zwei Ticks: Regelmäßig knicke ich mein linkes Handgelenk, um sicherzustellen, dass sich mein Pulloverbund wieder unter das Gehäuse legt. Anschließend poliere ich mit dem rechten Bund das Glas.

Dann geht es erstaunlich schnell. Ich gewöhne mich an die Uhr, die Abstände zwischen den Polituren werden größer, Freunden und Kollegen erzähle ich nicht mehr aufgeregt von dem Ding im Wert eines Kleinwagens, das ich da an meinem Handgelenk trage (endlich passt diese Floskel einmal wirklich). Es fühlt sich erhaben an, aber

auch ziemlich normal: Abends bin ich mit einem Freund bei einem koreanischen Fried-Chicken-Laden in Kreuzberg verabredet. Vor mir steht eine Schüssel mit 15 knusprig frittierten Chickenwings, mariniert in scharfer Zimtsoße. Ich esse mit den Händen. Es ist selbstverständlich eine riesige Sauerei, die „Lambda“ mittendrin.

Wenig später warte ich am Kottbusser Tor zwischen Junkies und feierwütigen Berlin-touristen auf die U-Bahn. Es gibt keinen Ort, an den diese Uhr weniger passt. Die Mülleimer quellen über, es ist laut und stinkt. Hier Armut und Elend, dort das teure Schmuckstück des urbanen Hipsters. Zwei Polizisten patrouillieren am Bahnsteig: Während sich die U8 durch den schwarzen Tunnel immer weiter nach Neukölln hineinfräst, überlege ich, wie es wohl wäre, ausgeraubt zu werden. Und ich bin froh, mich nicht für die doch wesentlich auffälligere „Royal Oak“ entschieden zu haben. Niemand beachtet mich, geschweige denn meinen Armschmuck. Als ich tief in der Nacht leicht angeschep-pert in einer Bar sitze und versuche, im



Strahlende Schönheit: Das Handaufzugswerk

schummrigen Kerzenlicht ein Foto von meiner Hand mit Gin Tonic und Uhr zu machen, werde ich doch noch angesprochen. Meine Freundin kneift mir in die Seite, der Kellner fragt, ob ich einen Drink möchte. Dabei entgeht mir sein verächtlicher Blick nicht, und ich schäme mich für meine Arroganz.

Wenig später verlassen wir die Bar, und ich will wissen, wie spät es ist. Unwillkürlich schaue ich auf mein Handy. So, wie ich es eben auch sonst immer getan habe: Anscheinend bin ich noch nicht ganz reif für diese Uhr. Aber das wird noch kommen – so hoffe ich zumindest.